

Hans Bergel



Die Wiederkehr  
der Wölfe

Roman

Hans Bergel  
Die Wiederkehr der Wölfe

Band 2 der Trilogie „Finale“

Hans Bergel

# Die Wiederkehr der Wölfe

Roman

EDITION  
Noack  Block

Umschlagabbildung: Angry wolf © sateda – Fotolia.com

Copyright der deutschen Erstausgabe © bei Langen Müller  
1. Auflage 2006

ISBN 978-3-86813-029-4

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH  
Berlin 2015. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-  
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,  
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in  
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,  
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.  
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

[www.noack-block.de](http://www.noack-block.de)

# Inhalt

## I. KAPITEL

Pariser Intermezzo im August 1940 und die Kunst,  
die aus Menschenblut gemacht wird

11

## II. KAPITEL

Das Historikerquintett, die Berliner Kampfhunde  
und das kostbare schwarze Gold

47

## III. KAPITEL

»Der Hitler soll froh sein, daß er ein Loch im Arsch hat ...«

107

## IV. KAPITEL

Die bernsteinblonde Burghüterin,  
die wahrsagende Zigeunerin und das Judenmädchen am Fluß

166

## V. KAPITEL

Die Stunde des Sarazenendolchs  
und die Todesschrei in den Ostkarpaten

197

## VI. KAPITEL

Johannes, der Bruder der »Spanierin«,  
und Ruxandras Tanz auf den Gräbern

225

VII. KAPITEL

Vom großen deutschen Muttervolk,  
von der amphibischen Urscheiße und der Herrenrasse  
259

VIII. KAPITEL

Vom Wunsch, bei den großen Entscheidungen dabei zu sein,  
und von den Schwierigkeiten, die sich mir in den Weg stellten  
297

IX. KAPITEL

Die Dame mit dem Lorgnon, der geschändete Tempel  
und die Bukarester Panzerparade  
342

X. KAPITEL

Die Dreckshändel der Welt,  
die Donaubrücke Fetești-Cernavodă, der gallische Hund  
371

XI. KAPITEL

Vom Blut im Eisernen-Tor-Paß und auf Adelines Schläfe  
426

XII. KAPITEL

Die Zupfenhügler-Variationen, Rebekka und die Folgen  
455

XIII. KAPITEL

Lutz Klepper, die Galgenkandelaber von Odessa  
und die »Vaterunser«-Kantate  
499

XIV. KAPITEL

Der Todesgeiger und Großvaters Anmerkung  
zur Gleichsetzung Hitlers mit dem deutschen Volk

547

XV. KAPITEL

Die Entscheidung

606

XVI. KAPITEL

Der sowjetische Armenier Arpiar, der Ritt mit Frauke  
und der Stalingradtote

671

XVII. KAPITEL

»Ich töte, und ich lache«

702

XVIII. KAPITEL

Die Wiederkehr der Wölfe

733



*Wer etwas erklären will,  
muß eine Geschichte erzählen.*

José Ortega y Gasset (1883–1955)



## I. KAPITEL

### Pariser Intermezzo im August 1940 und die Kunst, die aus Menschenblut gemacht wird

Nach einer zweitägigen Unterbrechung in Basel und nach Überwindung einiger Zolsschwierigkeiten von Rom nach Paris gelangt, hatte sich Waldemar Taucher mit seiner Bekannten Yvonne Marchant für diesen Augustnachmittag im Café Procope verabredet. Bei einer Verwandten in der benachbarten Rue Danton zum Besuch angesagt, hatte Yvonne das Procope vorgeschlagen – das in der Rue de l’Ancienne Comédie gelegene Café war in den zurückliegenden Jahren zum gelegentlichen Treffpunkt der beiden geworden. Taucher trat über die Schwelle und nickte den zwei Kellnern im Hintergrund des länglichen, leeren Raumes zu. Geistesabwesend blieb er stehen, ehe er den Skizzenblock und die mit einer weißen Schnur überbundene, pralle Kartonmappe auf den Tisch links von der Tür legte. Er ließ das vertraute Bild auf sich einwirken. Bin ich vor einem Jahr oder erst gestern abend hier gewesen? dachte er.

Als sei die Welt seit seinem letzten Parisbesuch unverändert geblieben, fiel das Licht der Spätnachmittagssonne auch diesmal durch die Glasscheiben der halbgeöffneten Tür und der Fenster ins Innere des Cafés. Es ließ die Wandspiegel leuchten und überhauchte die ovalen Rahmen der zwischen den Spiegeln hängenden nachgedunkelten Bilder mit einem braungoldenen Schimmer, der vom Alter müde geworden zu sein schien. Trotz des Tageslichts brannten die zur Decke gerichteten Milchglasbirnen des Kronleuchters. Auch das ist so wie eh und je, überlegte er.

Waldemar Taucher war eine gute Viertelstunde zu früh eingetroffen. Er wußte aus Erfahrung, daß sich Yvonne, wie jedesmal, verspäten würde. Noch im Stehen bestellte er bei dem lautlos näher getretenen Kellner »un café au lait, s’il vous plaît«. Er griff nach dem Skizzenblock und rückte sich einen Stuhl zurecht. Den Block auf dem Knie des übergeschlagenen Beins und den Blick immer wieder durchs Fenster auf die Straße gerichtet, begann er

schon wenige Sekunden später mit raschen Bewegungen aus dem Handgelenk zu zeichnen.

Er konnte hier ungestört arbeiten. Niemand kümmerte sich um ihn, niemand sprach ihn an. Nicht erst seit Watteaus und Chardins Tagen verkehrten im Café Procope neben den gutgekleideten Männern mit ehrenhafter Beschäftigung allerlei Künstler und Literaten. Der Anblick selbstvergessen zeichnender oder schreibender Gestalten war hier ebensowenig ungewohnt wie im Deux Magots am Boulevard Saint Germain und, gleich daneben, im Flore, wo er ebenfalls gerne einkehrte, sooft er sich länger in Paris aufhielt.

Nein, dachte er, in Paris hat sich wenig verändert ... Wie immer, wenn er zeichnete oder malte, waren seine Gedanken mit beiläufigen Dingen beschäftigt. »Der Arbeit gilt mein Unterbewußtsein«, hatte er einmal zu Yvonne gesagt, »es beherrscht mich, es führt mir die Hand – Frucht des täglichen Trainings seit der Kindheit.« Von dem, was um ihn herum vorging, nahm er nichts mehr wahr.

Waldemar Taucher liebte Paris. Durchaus nicht wegen der napoleonischen oder anderer Großartigkeiten, die es hier gab. Er liebte es auf eine intime Art. Er erinnerte sich des Tages vor sechs Jahren, da er die Studentin der Kunstwissenschaft Yvonne Marchant kennengelernt hatte. Das war, überlegte er, während er mit schnellen und sicheren Strichen des weichen Bleistifts das Faltengesicht der weißhaarigen Frau skizzierte, die neben der Tür stehengeblieben war und, leicht vorgebeugt, die ausgehängte Speisekarte las – eins der typischen Großstadtgesichter, dachte er, die ich noch vor ein paar Tagen auf der Piazza del Quirinale zeichnete, wie klar geordnet noch im Verfall die ebenmäßigen Züge unter der Einwirkung des Nachmittagslichts erscheinen ...

Ach ja, das war der warme Junitag auf der Avenue Kléber. Im raschen Vorbeigehen hatte sie die am Rand des Gehsteigs neben der Litfaßsäule stehende leichte Feldstaffelei mit der Handtasche gestreift und fast zu Sturz gebracht. Da er die Arbeit ohnehin hatte beenden wollen, waren sie zusammen vom Étoile bis zum

Trocadéro gegangen. Im Gehen, Stehenbleiben, Weitergehen und wieder Stehen hatte er ihr die zwei Dutzend soeben angefertigter Skizzen zeigen müssen. Zuerst hatte er sich über ihre Anmerkungen und das entschieden ausgesprochene Urteil, mehr noch aber über ihr öfter wiederholtes »C'est cela!« amüsiert – aber nur so lange, bis ihm klar geworden war, daß nicht allein genaue Kenntnis, sondern auch ein unbestechliches Urteil ihre Äußerungen bestimmte. Ohne Umschweife hatte sie ihn »Toché« genannt, nachdem er mit Kohlestift in Großlettern seinen Namen auf den grauen Umschlag des Skizzenblocks geschrieben und »un allemand égaré aux Balkans«, »ein auf den Balkan verschlagener Deutscher«, hinzugesetzt hatte. Schlagfertig war ihr zu ihrem Namen die darunter geschriebene Zeile »une bretonne égarée à Paris«, »eine nach Paris verschlagene Bretonin«, eingefallen. Sie hatten gelacht – und waren danach erst recht in Lachen ausgebrochen über das Dorf, das sich selbstgefällig die Welt nennt, als sich herausstellte, daß Yvonne Marchants ältere Schwester, Mireille, mit einem Arzt in eben »jener unaussprechlichen Gegend« verheiratet war – »am anderen Ende des Kontinents«, hatte Yvonne ausgerufen –, aus der auch Taucher stammte, er kannte den fernen Schwager. »Dort kennt auf geheimnisvolle Weise jeder jeden«, hatte er gesagt, »es ist eine mythische Landschaft, die nur versteht, wer dort geboren wurde. Voller Helden, Heiliger und Halunken ...«

Schon zwei Tage später waren sie wieder zusammengekommen. Auf Yvones Vorschlag hin hatten sie sich von der Rue du Temple aus durch die alten Stadtviertel zur Bastille aufgemacht – Yvonne wollte ihm die spaßigen Straßennamen vorführen: Die Rue du Petit-Musc, die Rue du Roi Doré – die Straße des Kleinen Moschusochsen und die Straße des Vergoldeten Königs. Zu all dem hatte die pariskundige Studentin Unterhaltsames mitzuteilen.

Die Spaziergänge durch Paris, dachte er, die keine waren, weil ihm bei jedem zehnten Schritt neue Motive auffielen, er stehen blieb und wie hypnotisiert nach dem Skizzenblock griff. Belu-

stigt und zugleich begierig, ihn bei der Arbeit zu beobachten, hatte sie vom ersten Tag an die Unterbrechungen mitgemacht. Da waren, erinnerte er sich, die neugierigen Fassaden- und Haustürensichter auf dem Weg vom Étoile über die Cascade nach Suresnes, die ihn fesselten, die abwechslungsreichen, an ein endloses buntes Karussell erinnernden Kais am Seine-Ufer und die in grünes Lichtgewirr getauchten Baum- und Strauchalleen bei den Gängen durch den Bois. Diese Stadt, dachte er, der ich noch niemals überdrüssig wurde, die mir beim ersten Gang vertraut war, als hätte ich in ihr das Licht der Welt erblickt. Machen das ihre vielen Gesichter? Das unbekümmerte Nebeneinander ihrer großen Gesten und die Winkel des kleinen Glücks?

Mit schnellem Griff riß Taucher das von einem stupsnasigen Mädchenprofil, einem Damenhut, einem Mann mit Hund und einem halben Kinderwagen bedeckte Blatt aus der Heftung und begann mit leichthändigem Strich, die breitbeinig stehende Gestalt des Straßenjungen aufs Papier zu werfen, der, die Hände in den Hosentaschen, zu dem über den Gehsteig hinaushängenden Firmenschild emporstarrte und mit lauter Stimme die Inschrift auf dem schwarzen Grund buchstabierte: »Le Procope, fondé à 1668.« Der Junge stieß einen bewundernden Pfiff aus. Dann war er plötzlich verschwunden. Der ist mir gut geraten! dachte Taucher. O ja, überlegte er, das älteste Café in Paris, einige sagen: auf dem Kontinent.

Voriges Jahr im Spätfrühling, erinnerte er sich ... Die Windmühle im Jardin Beaujon mit den Zinnen, die sich Pierre-Adrien ausdachte, der Günstling jenes armen Ludwig XVI., den sie 1793 zusammen mit seiner österreichischen Marie-Antoinette umbrachten ... Yvonne war in den Beaujon mitgekommen; sie las in den soeben erschienenen »Nouvelles nourritures« von Gide, lachte manchmal leise auf und schüttelte den Kopf, während ich die Windmühle ein Dutzend Mal Naß-in-Naß malte. Der Park ertrank im Duft der Sommerlinden. Aber die Blätter, die sie sich erbeten hatte, um sie Freunden zu zeigen, wurden ihr in der Metro geklaut – ihre Zerknirschung hatte ich nur damit abfangen kön-

nen, daß ich tags darauf wieder hinausfuhr und mit zehn neuen Aquarellen wiederkam, die ich ihr schenkte.

Schon die erste Stunde in Paris hatte ihn davon überzeugt, daß sich während der zwei Monate Besetzung durch die Deutschen, einigen von ihnen in feldgrauer Uniform war er auf dem Weg hierher begegnet, in der Stadt wenig, im Procope nichts verändert hatte. »Mannschaft und Offiziere«, hatte ihm Charles de Prince leise gesagt, »verhalten sich unauffällig und bei Kontakten mit Franzosen überraschend freundlich.« Taucher gestand sich ein, daß ihn die Mitteilung beruhigte.

Und der herrliche Blick vom Pont des Arts flußaufwärts, erinnerte er sich, den ich vor zwei Jahren in Öl von der Staffelei weg verkaufte! Die Rue de Rivoli, wenn abends die Lichter der Bogenlampen bis nach Vincennes zu reichen scheinen – das muß ich noch einmal malen, besser als das letzte Mal. Aber auch die prahlerisch auf die Fenster von Charver und Cartier herab- und dem Ritz in die oberen Etagen hineinblickende Vendômesäule, die kupferfarbenen Herbstblätter in den Tuileries! Und, ja doch, in der Rue de Tournon jene schöne Antiquitätenhändlerin mit der zusammengerollten gelben Angorakatze im Schoß! Sie war vor dem Hintergrund der rotledernen Foliantenreihe im Sessel eingeknickt. Ich erblickte sie zufällig im Vorbeigehen und aquarellierte sie durch die geöffnete Tür. Welch ein Bild! Die Langhaarkatze gleich einem Feuerball zwischen den Schenkeln, schlief die junge Blondine mit leicht zitternden Augenlidern vor dem prunkenden Karminrot der Lederbände, als liege sie im Schatten eines Pfirsichbaums im friedlichsten Winkel der Provence und nicht im Zentrum der brodelnden Stadt ... Das sind die Bilder, dachte Taucher, die es nur hier gibt, nur hier. Ich legte der Schlafenden das Blatt vor die Füße und verschwand. Was sie für ein Gesicht machte, als sie es fand? Doch Yvonne, die drei Tage später das Antiquariat in der Tournon betrat, um nach einem Buch zu fragen, und dabei zufällig auf das Aquarell stieß, wollte weder der Buchverkäuferin noch mir die Umstände glauben, unter denen das Bild zustande gekommen war. »Ihr beschummelt mich bei-

de«, sagte sie zornig. Auch die Blondine mit der Feuerkatze werde ich noch einmal malen, nahm er sich vor. Ich will die Farbe ihrer Augen sehen.

Diese Stadt hat so viele Gesichter, wie einer Schritte braucht, um sie hundertmal zu durchqueren, dachte Taucher, strich sich die schwarzen Haare aus der Stirn und begann nach dem letzten Blatt übergangslos, auf einem neuen sich selber aus dem Bild des Spiegels von der gegenüberliegenden Wandseite zu konterfeien. In allen ihren Winkeln nistet Geschichte, die jeder echte Pariser kennt. Von jeder ihrer Brücken sprang schon ein Lebensmüder auf eine Weise ins trübe Wasser der Seine, daß daraus Legenden wurden. Über jedem ihrer Viertel liegt der Hauch familiärer Vertrautheit ihrer Bewohner. Auf jedem ihrer großzügigen Plätze erklangen schon Freiheitsrufe und Revolutionsschreie. Und in den Gefühlen ihrer Menschen ereignet sich immer noch Mirabeaus Zornausbruch vor den vom König heimgeschickten Ständen, als sei das alles nicht vor bald anderthalb Jahrhunderten geschehen, sondern geschähe jetzt, in diesem Augenblick ...

Wie wäre es, schoß es Taucher durch den Kopf, ohne zu bemerken, daß Yvonne Marchant in dieser Sekunde das Procope betrat, wie wäre es, wenn ich mich in Paris niederließe? Yvonne blieb stehen. Sie ging um ihn herum und stellte sich hinter ihn; er hatte gerade den Blei- gegen einen Kohlestift eingetauscht, mit dem er lieber arbeitete. Nirgendwo fühlte ich mich in meinem Leben mehr im Einklang mit mir selber als in dieser Stadt. Hatte ihm Henri Nouveau – »der Mann aus den Karpaten«, wie sie ihn hier nennen, sein Freund alias Heinrich Neugeboren – nicht erst gestern in seiner zwar drittklassigen, doch behaglich-zwanglosen Hotelwohnung zugeredet, es zu tun? »Keiner mischt sich hier in dein Leben ein«, hatte Henri gesagt, vor dem von Notenblättern in seiner Handschrift bedeckten Flügel stehend, »keiner verzieht hier die Mundwinkel, weil du anders lebst, überall triffst du anregende und gesprächsfreudige Leute ...« Henri zeigte mir seine klassisch klaren Entwürfe für eine in Quadratkörpern gedachte Monumentalskulptur der Musik Johann Sebastian Bachs. Er

setzte sich, als ich ihn darum bat, an den Flügel und spielte die Sonatina Buffa, die ihn den Parisern bekannt gemacht hatte, bei einem Kaffee las er mir seinen gescheiterten Essay über die Berührung der Kunst mit der Religion vor.

»Ich gehe von hier nie wieder in den bukolischen Südosten zurück«, hatte er beim Abschied lächelnd gesagt, »wer einmal länger hier lebte, kann das nicht mehr.«

»Und unsere Deutschen? Ich meine das Militär«, hatte Taucher gefragt.

»Ach«, er hatte wieder gelächelt, »die werden verschwinden, wie sie gekommen sind. Und sie werden es ebensowenig gelernt haben wie alle anderen Eroberer, daß der Waffensieg über eine Nation der Kultur des Siegers nichts bringt ... Das stammt übrigens von Nietzsche«, hatte der schmale, scheue Mann hinzugefügt.

O ja, dachte Taucher, mir liegt die schnelle, sichere Art der Franzosen, die Promptitüde, die Genauigkeit ihres Spotts, ihr kühler Gleichmut, der in jähes Aufbegehren umschlagen kann, sobald ihnen einer zu nahe tritt und die Haltbarkeit ihrer Treue zu diesem Land unterschätzt. Mir liegt ihr Genie der Kontinuität, dachte er, ihr Hängen an der Geschichte, das Verständnis, das sie von ihr haben: Die verbindliche Präsenz des Vergangenen im Augenblick, die den Kultivierten vom Barbaren unterscheidet.

Was mag in ihnen vorgegangen sein, grübelte er, als an jenem »Schwarzen Freitag«, wie sie den 14. Juni hinter vorgehaltener Hand nennen, die fremden Truppen unter dem Arc de Triomphe hindurch und mit klingendem Spiel über die Avenue des Champs-Élysées paradiert waren? Und am Tag danach, als sie im Radio den lapidaren Bericht des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht gehört hatten, den ich in Rom hörte: »Paris wurde gestern kampflos besetzt und durchschritten. Über dem Schloß von Versailles, in dem 1871 deutsches Schicksal gestaltet und 1919 deutsche Schmach besiegelt wurde, weht die Reichskriegsflagge.« Auf dem Hôtel de Ville sah ich die Hakenkreuzfahne wehen, die auch draußen in Versailles flattert. Und

auf dem Platz vor Notre-Dame, unter der aus Portalen und Rosetten, aus Blendarkaden, Fenstern und Türmen zu einem Wunder der Architektur komponierten Steingewebe der Fassade, hatte ein strammer feldgrauer Spielmannszug den Hohenfriedberger Marsch geschmettert.

Ohne die Arbeit zu unterbrechen, schüttelte Taucher den Kopf. Als hätten die braven deutschen Trompeter und Hornisten, die Trommelschläger und Flötenbläser vor dem Gauklerzelt eines orientalischen Jahrmarkts oder auf der Kirmes in Hintertupfing und nicht vor der Franzosen heiligstem Bau aufgespielt. Hier hatte der Rehabilitierungsprozeß der Jeanne d'Arc begonnen, hier hatte sich fast vierhundert Jahre später Napoleon zum Kaiser der Franzosen gekrönt ... Was um alles in der Welt denken sich die Kerle, die eine uniformierte Bläsertruppe mit Preußenmärschen vor diese Kathedrale schicken, in der das Herz einer stolzen Nation schlägt? ...

Der Arc de Triomphe, dachte Taucher, o ja, von jedem Standort aus, zu jeder Jahreszeit stand er mir Modell. Das Flair des Unnahbaren, das ihm aus der Strenge der Vertikalen, aus dem Elefantensilber der Mauern erwächst, hatte es mir schon beim ersten Anblick angetan. Wie souverän er im Scheitelpunkt der Place de l'Étoile die Stadt um die Achse der Avenue de la Grande Armée und der Champs-Élysées zur sinnvollen Einheit bindet und zum lebendigen Ganzen gliedert!

Ah! dachte Taucher mit einem raschen, prüfenden Blick. Er begann, auf einem nächsten Blatt das Doppelporträt zu umreißen, das sich ihm jetzt im Spiegel darbot. Da steht doch, dachte er, eine Frau! Ich zeichne sie gleich mit. Hoffentlich läuft sie mir nicht bald wieder weg. Bleib, bitte, bitte, genau so stehen, wie du jetzt stehst! Er nagte sich, wie es seine Angewohnheit war, wenn er angespannt arbeitete, an der Unterlippe. Er griff hastig in die Rocktasche und holte mit der von der Kohle längst geschwärzten Hand einen neuen Stift hervor. Der Männerkopf unten auf dem Blatt, das bin ich, dachte er – aber der Frauenkopf halb rechts darüber mit den kurz geschnittenen dunkelblonden Haaren und

dem kapriziösen Sarazenenschnitt um die Augen ... Nein, schön ist das Gesicht nicht, aber aufregend. Der ausdrucksvolle Kopf, der eigenwillige volle Mund, der starke Blick – ein Gesicht zum Zeichnen, zum Malen. Das Bild auf dem Blatt begann, Form und Tiefe zu gewinnen. Mein Gott, was für Augen die Frau hat! dachte Taucher, während seine bald hämmernde, bald gleitende Hand fast gleichzeitig nach allen Seiten über das Papier fuhr. Noch niemals sah ich so ein Gesicht. Ich werde sie fragen, ob ich sie gelegentlich in Öl porträtieren darf. Soll ich sie bitten, sich jetzt nicht vom Fleck zu rühren? ... Das Sonnenlicht war einen Ton gedämpfter, weicher, das Spiegelglas dunkler geworden. Das gefiel ihm, denn es nahm seinen Strichansätzen die Härte.

Wie hatte der achtundfünfzigjährige Georges Braque vor drei Tagen gesagt, als ich ihn am Square de Montsouris in seinem stillen Atelier mit dem Blick auf die Baumwipfel des nahen Parks besuchte? »Die Linie darf nicht trennen, ihre Aufgabe ist es, zu verbinden, was inner- und außerhalb ihrer liegt. Nur so werden die Dinge, die wir zeichnen und malen, in dem Zusammenhang verständlich gemacht, in den wir alle eingeschlossen sind. Nur so wird Form sichtbar. Nur so! Die Form ist der Geist der Kunst«, hatte der Mann mit dem ausdrucksvollen, weißhaarigen Kopf gesagt. Die Pfeife in der Rechten, Beine in grüner Rippensamthose, Füße in Hausschuhen aus Plüsch, um die Schultern eine bequeme, ausgeschossene Leinenjacke von undefinierbarer Farbe, hatte er vor mir gestanden und war sofort auf die Arbeiten eingegangen, die ich mitgebracht hatte. »Splendide«, hatte er einige Male gesagt und dabei kurz die Hand gehoben.

Georges Braque, dachte Taucher, elektrisiert bis in die Fingerspitzen von der Rassigkeit der Frau, die immer noch hinter ihm stand und deren Porträtierung er jetzt ungleich mehr Aufmerksamkeit widmete als der des eigenen Kopfes – auch er ist Geschichte dieser Stadt: Der Mann, der die Idee hatte, die Form auf ihren linearen Grundgedanken zurückzuführen, damit der Blick frei werde für das Wesentliche ... In dem mit Bildern vollgehängten Atelier, auf dessen Stühlen, Sesseln und Tischchen selt-

sam geformte Vasen, Masken, auffallend große Muscheln und eine Menge bunter Schüsseln standen, hatte ihn Braque am Arm genommen, zum Fenster geführt und auf die nahen Parkbäume gezeigt. »Schauen Sie genau hin«, hatte er gesagt, »keine der Linien ist eine Grenze. Jede verbindet, was sie umgibt. Im Trennenden liegt zugleich das Verbindende. Man muß das nur sehen.«

Während des ganzen Tages nach dem Besuch hatte Taucher die ruhige Nähe des Mannes am Square de Montsouris gespürt.

In diesem Augenblick sagte Yvonne Marchant hinter ihm: »Monsieur Taucher, es ist dir doch klar, daß jeder weitere Strich die exzellente Arbeit verdirbt ...«

Taucher fuhr herum. »Yvonne!« rief er.

»... Und daß diese kalte, unansehnliche Tinktur, die einmal ein Kaffee war«, fuhr Yvonne fort, »eine Beleidigung jedes Pariser Kellners ist.« Ehe Taucher Stift und Skizzenblock auf den Tisch legen konnte, hatte Yvonne »deux petits noirs« bestellt und sich gesetzt. Sie war mit den Blättern beschäftigt, die sie vom Tisch und vom Parkettboden aufgelesen hatte. Taucher küßte sie auf die Stirn, was sie mit »C'est cela!« kommentierte.

»An euch Künstlern ist etwas Unmenschliches«, sagte sie und betrachtete aufmerksam ein Blatt mit einem Mädchenkopf, »ihr seht nicht die Mutter, den Bruder, die Geliebte, den Freund. Ihr seht das Modell, das ihr vor euch habt. Das Verletzende, das darin liegt, ist euch nicht bewußt, daher kümmert es euch nicht.«

»Wir sehen den Menschen«, sagte Taucher und setzte sich Yvonne gegenüber.

»Ach ja«, lachte sie, »den Menschen ... den Menschen als Vehikel eurer Zwecke, als Objekt eurer künstlerischen Absicht. Das ist von der Menschlichkeit so weit entfernt wie der Himmel von der Erde ... Da stehe ich also eine geschlagene Viertelstunde lang hinter ihm. Er blickt mir andauernd ins Gesicht, zeichnet es und versäumt darüber das Nächstliegende: den Menschen wahrzunehmen, dem das Gesicht gehört ... Ich bin übrigens hungrig. Ich werde mir vor dem Kaffee ein Steak frites leisten. Das Fleisch

ist doch frisch und mager, monsieur?« fragte sie den Kellner und zog die volle Kartonmappe an sich heran.

»Évidemment, madame«, antwortete der Mann.

Yvonne hatte die Mappenschnüre geöffnet, den Umschlag aufgeklappt und nach dem ersten Blatt gegriffen.

»Es ist der Preis«, sagte Taucher, »den wir dafür zahlen.«

»Soso«, sagte Yvonne, »der Preis wofür?« Sie griff nach dem nächsten Blatt.

»Dafür, daß wir euch für die Dauer eines Augenblicks in die Seele schauen müssen«, erwiderte Taucher.

»Müssen?« fragte sie, »wieso denn müssen?«

»Das ist der Wille der Kunst«, sagte Taucher.

»Ach nein«, entgegnete Yvonne spöttisch, »ihr krepelt unser Innerstes nach außen, dann laßt ihr uns stehen und geht weiter. Und mit dem nächsten, dessen Aufmerksamkeit euch aus unerfindlichen Gründen erregt, treibt ihr das gleiche.«

»Und bei jedem lassen wir ein Stück von uns zurück«, sagte Taucher, »bei jedem.«

»Ihr Armen«, gab Yvonne zurück, »es wächst euch nach wie der Hydra der verlorene Kopf.«

»Der Vergleich«, sagte Taucher nach einer Pause, »der Vergleich gefällt mir nicht.«

»Mir auch nicht«, erwiderte Yvonne.

»Wir ›verbrennen‹ jedesmal, es ist nur ein Wort«, sagte Taucher und betrachtete Yvonne aufmerksamer als bisher, »jedesmal«, wiederholte er.

»Ich weiß, ich weiß«, sagte Yvonne und schob einige Blätter beiseite, »euer Autodafé – und der Vogel Phönix ... Oder?«

»Ich meine«, sagte Taucher nachdenklich, »wir sehen nicht nur Angenehmes.«

»Es ist Krieg«, sagte Yvonne und betrachtete das Blatt in ihrer Hand mit dem Ausdruck großer Konzentration, »und in deinen Arbeiten, mon ami, entdecke ich nichts davon, nichts.«

»Du bist immer noch Kommunistin?« fragte Taucher. »Aus deiner Feststellung spricht Marx. Ideologisierte Kunst, die Kunst als Partejournalismus.«

»Jetzt bin ich nichts als Französin«, sagte Yvonne, »alles andere kommt nachher.«

»Ich verstehe«, sagte Taucher. Yvonne war ganz in die Betrachtung der Zeichnungen vertieft.

Der Kellner legte das Gedeck auf den Tisch. Als er Yvonne das Essen brachte, schwiegen sie immer noch. Taucher fielen die weißlichen und fleckigen Hände des Mannes auf, der mit einer knappen und sicheren Bewegung den Teller abstellte. Das Steak dampfte. Das letzte Sonnenlicht fiel durch die Glastür und die Fenster bis zu ihnen herein. Da war der Dampf der heißen Speise erst recht zu sehen. »Bon appetit, chérie«, sagte Taucher und trank von dem Kaffee. »Ich bin kein Krieger«, fuhr er fort, »und ich bin aus dem ersten Krieg so zerschossen heimgekehrt, daß ich für den zweiten nicht mehr taue ... Ich zeichne und male dafür die Menschen. Überall, wo ich sie antreffe. Und so, wie sie sich mir bieten. Die einen friedvoll, die anderen streitsüchtig. Ich will sie nicht ändern, mit nichts beglücken, sie nicht belehren. Ich will nur auf meine Art im Dialog mit ihnen bleiben. So tue ich das meine, um unsere Gesprächsfähigkeit zu retten. Ich lasse mir dabei von niemandem dreinreden – von keinem Ideologen der Politik, des Geschäfts, des Militärs, der Kunst. Und so führe ich über alle Katastrophen hinweg, die sie uns bescheren, das Gespräch auch dann fort, nein, gerade dann, wenn sie es uns mit ihrem Messianismus schwer machen. Gibt es eine andere Rettung inmitten der Borniertheiten, die unser Leben bestimmen? Nein, Yvonne«, sagte er ruhig, »ich lasse mir ihre Sprache nicht aufzwingen. Auch nicht deine ...« Er stellte die Tasse ab. »Vielleicht«, sagte er nachdenklich, »hat Braque recht – er malt keine Menschen mehr. Vielleicht verzichtet die moderne Kunst aus Ekel vor allem Menschlichen auf das Menschenbildnis.« Er atmete tief auf und sagte in verändertem Ton: »Georges Braque hat mir gut gefallen. Er ist leise, klar, warmherzig.« Yvonne hatte aufmerk-

sam zugehört. Während sie weiter aß, zeigte sie auf die geöffnete Mappe vor sich und sagte: »Das sind nicht nur neue Arbeiten. Ich sehe, sie stammen aus mehreren Jahren.«

»Ich treffe heute abend Charles de Prince. Wir werden gemeinsam etliches für seine Galerie aussuchen.«

»Zeigst du mir alle?«

»Es sind viele«, sagte Taucher.

»Ich habe Zeit«, sagte sie, »für dich nehme ich mir immer Zeit ...«

»Merci«, sagte er nach einer Weile und trank die Tasse leer.

Der erste Blick täuschte mich nicht, dachte er dabei, sie hat einen bitteren Zug um den Mund, den es bisher nicht gab.

»Die paar Blätter, die ich sah, gefallen mir«, sagte Yvonne, »ich bin begierig auf mehr.«

»Merci«, sagte Taucher wieder.

»Vielleicht haben die beiden recht«, bemerkte sie, während der Kellner das Gedeck abtrug, und zog sich die Mappe näher, »Braque und sein Freund Picasso, der ja das Menschengesicht auch nur noch als zerstückelte Fratze malt. Ist es denn anders? Wie malen übrigens die italienischen Kollegen? Sind sie unter dem Faschismus zu ähnlich geistlosen Anstreichern geworden wie die deutschen? ... Ein gutes Blatt!« rief sie und hielt eine Rötelzeichnung in die Höhe, die ein pausbäckiges Mädchengesicht zeigte.

Taucher lächelte. »Sie lehnte an der Brüstung des Vierströmebrunnens auf der Piazza Navona, die kleine Römerin. Als sie bemerkte, daß ich sie zeichnete, verhielt sie sich still, bis ich sagte: ›Grazie, signorina!‹ Aber als ich ihr die Zeichnung zeigte, lief sie erschrocken weg.«

»Na also«, sagte Yvonne, »genau das meine ich«, sie legte das Blatt beiseite und griff nach dem nächsten, »genau das, was du mir da von der kleinen Römerin erzählst.«

»Ich verstehe dich nicht.«

»Ich werde es dir erklären. Hör zu. Bist du im Louvre einmal auf das ›Kücheninnere‹ des Elsässers Martin Drolling gestoßen?«

Taucher dachte nach, er schüttelte den Kopf und sah sie erwartungsvoll an.

»Nun, im Vordergrund des Bildes«, sagte Yvonne, »hält eine Frau ein großes rotes Tuch ausgebreitet in den Händen.« Sie schwieg.

»Und? Was ist mit dem Tuch?« fragte Taucher.

»Eh bien«, sagte Yvonne, »das Rot, mit dem Drolling dies Tuch malte, ist – Menschenblut.«

»Menschenblut?« Taucher schüttelte heftig den Kopf.

»Ja doch«, sagte Yvonne, »du hast richtig verstanden: Menschenblut.« Sie bat den Kellner um ein zweites Glas Mineralwasser und fuhr fort: »Zwischen 1662 und 1792 wurden in der Val-de-Grâce-Kirche fünfundvierzig Prinzessinnen und Prinzen beigesetzt. Die Angehörigen ließen die Herzen der Toten in Emailkapseln aufbewahren. Als dann der Revolutionskonvent im Jahr 1793 die Abschlichtungen befahl, plünderte der Mob auch die Val-de-Grâce-Kirche. Zu seinem Beutegut gehörten die Kapseln. Was aber hätte das Gesindel damit beginnen können? Es bot sie zum Kauf an. Und da fand sich tatsächlich der Maler Martin Drolling, der die getrockneten Herzen bezahlte, im Mörser zu Staubmehl zerstampfte und daraus jenes Rot von samtenem Glanz herstellte, das die Betrachter bis heute an dem Ölbild auf eine merkwürdige Weise fesselt ...« Yvonne schwieg. Mit hochgezogenen Brauen musterte sie eine Kohlezeichnung, die sie ins Licht hob. Dann sagte sie: »Sicherlich, dieser Drolling handelte im Stande der Unschuld. Die Faszination, die das Rot auf ihn ausübte, war alles, was ihn interessierte ... Soll ich dir etwas gestehen, mon ami? Seine werkbesessene Brutalität ist mir widerlicher als die Raserei der Jakobiner um Robespierre und Saint-Just.«

Das Procopé füllte sich langsam, fast alle Tische waren besetzt. Die alten Braun- und Goldfarben der Wände, der Bilder, Tische und Stühle, die im Sonnenschein ausdruckslos gewirkt hatten, gewannen nun im Licht des Lüsters eine verhalten leuchtende Heiligkeit, wie sie sich an den Abenden in Räumlichkeiten einstellt, deren Benutzung für diese Tageszeit gedacht ist. Am Tisch neben

Yvonne und Taucher hatten zwei weißhaarige Männer Platz genommen. Beide schienen schwerhörig zu sein – sie neigten sich bei der Unterhaltung vor und hielten sich dabei eine Hand hinter die Ohrmuschel. Das Gesicht des einen mit den aristokratischen Zügen fiel Taucher gleich auf. Er hätte am liebsten nach Skizzenblock und Stift gegriffen. Unter anderen Umständen würde er es sofort getan haben. Aber ihm war längst klar, daß er in dieser Stunde Yvonne seine ganze Aufmerksamkeit schuldete. Das Stimmengewirr ringsum verschluckte die Gespräche.

Indessen betrachtete Yvonne immer noch die Kohle-, Stift- und Tusche-Pinsel-Zeichnungen, die sie ohne Hast aus der Mappe holte: Menschengesichter, schlafend, wachend, im Gespräch. Meer-, Gebirgs- und Hügellandschaften. Zerfallene Säulen, auf denen wilder Wein rankte, südländische Innenhöfe. Bauerngehöfte in der Marsch, einzeln stehende Eichenbäume. Geräte wie ein angelehnter Binsenbesen, ein zerrissener Korbsessel, eine an der Wand hängende Gitarre mit bunten Zierbändern. Einige Fjordlandschaften. Aber immer wieder Menschengesichter. Von Frauen, Männern jeden Alters. Erschreckende und beruhigende Gesichter. Verwegene, zerbrochene, scheue, gesammelte. Das alles in der eigenwilligen Handschrift, die Tauchers Arbeiten auszeichnete: aus kantigen, das Gewohnte unvermutet verändernden Linien übergangslos in schwebende Konturen hinübergleitend. Die knappen, präzisen Striche, die wie Messerschnitte waren, hielten sich niemals bei Unwesentlichem auf, sie kommentierten nicht, suchten keine Erklärungen, setzten ebenso jäh an wie ab, zerrissen alles, stellten alles in Frage und zwangen es in eine Form, die dem Betrachter kein Ausweichen erlaubte. »Eine der ehrlichsten Künstlerhandschriften unserer Tage«, war vor kurzem in einer römischen Zeitung zu lesen gewesen.

Yvannes Gesichtsfarbe wirkte im dämmernden Abendlicht wächsern. Taucher sah ihr eine Zeitlang zu, wie sie eins nach dem anderen der Blätter nachdenklich und konzentriert betrachtete. Sie hat sich verändert, seit ich sie zum letzten Mal sah, dachte er –

war es voriges Jahr? Die Falten rechts und links der Mundwinkel sind neu. Er las mit Sorge in ihrem Gesicht.

»Tut das alles sehr weh, Yvonne?« fragte er leise.

Ohne vom Blatt aufzublicken, das sie gerade in die Hand genommen hatte, sagte sie: »Die doppelte Schmach verletzt. Und sie schmerzt ...« Er sah sie fragend an. Sie blickte ihm sekundenlang in die Augen und sagte: »Oui, mon ami, sie ist zweifach ... Nicht nur die deutschen Panzerdivisionen walzten unsere Armeen nieder, als hätte es sie niemals gegeben. Auch unsere britischen Verbündeten traten uns ins Gesicht – auf der Flucht aus Dünkirchen stießen sie unsere Soldaten wie Ungeziefer von ihren Barkassen ins Wasser, und einen Monat später fielen sie über unsere Kriegsflotte in den Häfen von Dakar und Oran her und bombten sie mit über tausend unserer Marinesoldaten auf den Meeresgrund, obwohl sie demobilisiert und somit wehrlos waren. Doch das alles weißt du ja ebensogut wie ich.« Sie schwieg, dann sagte sie: »Vom Feind geschlagen, vom Freund angespuckt ... Findest du nicht, daß es etwas zu viel ist? ... Apropos, wie viele Arbeiten hast du in der Mappe?«

»Ich sagte bereits, daß es viele sind, vielleicht zweihundert. Ich ordnete sie weder nach Entstehungsdatum noch nach Thema. Das werden wir heute nacht bei Charles machen.«

Sie schwiegen eine Weile. Taucher blickte kurz nach nebenan, wo sich die beiden alten Männer gerade wieder über den Tisch beugten und die Hand ans Ohr hielten. »Vergiß es, Yvonne«, bemerkte er, »ihr Franzosen sagt: C'est la guerre, und meint damit das Richtige. Jeder Krieg ist ein Kompendium von Scheußlichkeiten.«

Doch Yvonne unterbrach ihn, als hätte sie ihm nicht zugehört: »Seit dem Juni 1940 hege ich den dringenden Verdacht, daß britisches Fairplay nichts anderes ist als das aus schlechtem Gewissen versuchte Gegengewicht gegen eine immense Neigung zur Gemeinheit. Die Fairneß der Briten – hat sich Sigmund Freud eigentlich niemals dazu geäußert?« Sie sah Taucher an. Der schwieg. Erst nach einiger Zeit antwortete er: »Ich bin um Sach-

lichkeit bemüht. Den Deutschen wird für den Feldzug gegen euch Gelassenheit und Disziplin bestätigt. Auch von euren Generälen. Erscheinen Angst und Schrecken, die sie angeblich überall verbreiten, nicht unbegründet? Hunderttausende deiner Landsleute, die ihr Hab und Gut stehen ließen und vor ihnen flohen, kehren zurück oder sind schon nach Hause zurückgekehrt, weil nichts von dem eintrat, was eure, noch mehr die englische Propaganda über sie verbreitet ... Seit ich in Paris bin, lese ich erstaunt in den Kulturprogrammen von Theater-, Konzert- und Opernaufführungen, dazu von Kunstausstellungen, beachtlichen Buchveröffentlichungen, Literaturveranstaltungen in einer Menge, die nicht nur mir für eine vom Feind besetzte Stadt ganz und gar ungewöhnlich erscheint. Ich hörte sagen, daß der soeben ernannte deutsche Botschafter – Abetz heißt er, wenn ich den Namen recht verstand – ein gebildeter Frankreichkenner und -verehrer ist und sich in allem, was er tut, als ein Mann von Takt, Phantasie und Entgegenkommen erweist.«

»C'est cela«, unterbrach ihn Yvonne und legte das Blatt auf den Tisch, das sie als letztes der Mappe entnommen hatte, »hast du dieser Art noch etwas zu sagen? Nun, überall das kann ich dir viel mehr mitteilen als du in der kurzen Zeit deines Aufenthalts hier erfuhst. Sehr viel mehr ... Hast du zum Beispiel vor einigen Tagen den Hymnus unseres hochgelobten Dichters Paul Claudel auf den Marschall Pétain gelesen? Pétain ging vor den Deutschen wie weiches Wachs in die Knie. Da bietet er sich doch geradezu an als Adressat des Hymnus auf die alte Weisheit der Franzosen von der Priorität des friedlichen Lebens – oder etwa nicht? Gibt es bei uns Romanen seit Vergils Tagen etwas, das mehr Tradition hätte als der Genuß des friedlichen Lebens? ... Wie intelligent, wie schön und sinnvoll vom zweiundsiebzigjährigen Claudel, dem Dichter des ›Soulier de satin‹«, höhnte Yvonne, »sich justement zu einem Zeitpunkt daran zu erinnern, da der Feind im Land steht! Nicht wahr? ... Auch kann ich dir mitteilen, daß unser literarischer Wunderknabe Jean Cocteau gerade dabei ist, mit seinem ganzen Enthusiasmus eine Ausstellung von Skulpturen

des NS-Verherrlichers Arno Breker vorzubereiten. Und hast du je etwas davon gehört, daß unser großer Sprachkünstler, Moralist und Heros der französischen Jugend Henry de Montherlant von seiner Hitler- und Mussolini-Verehrung abgelassen hätte? Genausowenig übrigens wie unser weltberühmter Humanist Giraudoux? ›La puissance solaire‹ nannte Montherlant vor kurzem den Nationalsozialismus, ›die Sonnenkraft‹. Und der Rabelais unserer Tage, der geniale Louis-Ferdinand Céline, der unter dem Beifall vieler unserer Intellektuellen alle Hitlergegner und Judenfreunde öffentlich als ›Vampire‹ beschimpfte? ... Willst du mehr dieser Art hören? Ich sehe, du machst jetzt schon ein erstauntes Gesicht. Oder deute ich das falsch?«

Yvonne schob das Blatt langsam beiseite. Sie verschränkte die Arme auf dem Tisch, neigte sich leicht vor und sagte: »Längst waren Picasso und Braque freundliche Gastgeber hoher deutscher Offiziere – sie äußerten sich nachher entzückt, sogar hingerissen über deren Höflichkeit und Bildung. Und wenn schon! Da doch erst kürzlich der allseits bewunderte Thierry Maulnier – er wird bestimmt einmal Mitglied der Académie française – in einem brillanten Zeitungsartikel die These verfocht, daß es im Sinne der Geschichtsentwicklung klug gewesen sei, den Krieg gegen die Nazis gar nicht erst richtig begonnen zu haben, ein Sieg Frankreichs, so schrieb er, wäre allgemein als abendländische Katastrophe empfunden worden ... Mach, bitte, nicht ein so ungläubiges Gesicht; ich bin in der Lage, alles zu belegen, was ich dir jetzt sage ... Und in der Sonne der fernen Campania, wo du, wie ich sehe, den Golf von Salerno so hinreißend skizziertest«, sie nahm das oberste Blatt aus der Mappe und hielt es ihm vor das Gesicht, »hast du mit Sicherheit auch davon nichts hören können, daß sich unser angehimmelter Tanzgott, Ballettmeister und Intendant der Grand Opéra, der elegante Serge Lifar, im Juni darum riß, Hitler höchstpersönlich durch die Oper zu führen ... Eh bien, pourquoi pas? Da sich doch unsere Kabarettisten im Casino de Paris und am Montmartre vorzugsweise vor begeisterten deutschen Militärs und Diplomaten produzieren. Und unser vielumjubelter Sacha

Guitry? Dinierte der feine Herr nicht vor kurzem wieder im Ritz mit dem Besatzeroberst Speidel? Und sitzt nicht ebenso freundschaftlich unser Existentialist Jean-Paul Sartre – wenn er nicht gerade philosophierend den Kopf mit Ernst Jünger zusammensteckt – mit dem Chef der Besatzungszensur aus dem Hotel Majestic, dem feinen Leutnant Heller, an einem Tisch im Flore und diskutiert mit ihm umständlich und angeregt sein Manuskript ›L'être et le néant‹, nachdem ihm Heller schon das Placet für die Veröffentlichung seiner soeben erschienenen ›L'imaginaire‹ gab? Wetten, daß auch noch ›L'être et le néant‹ unter den huldvollen Aufsizien der deutschen Eroberer erscheinen wird?«

Yvonne legte das Blatt mit dem vom Licht der schräg einfallenden Sonnenstrahlen aufgewühlten Golfo di Salerno beiseite und blickte Taucher lange in die Augen. »Dies alles, cher ami«, sagte sie, »sind die ersten aller angesehenen Namen des geistigen Frankreich von heute – was ich dir aufzählte, ergibt ein französisches Kulturlexikon unserer Zeit. Alle die Herrschaften aber, munkeln die Pariser, sind häufiger beim deutschen Botschafter in der Rue de Lille zu finden als daheim bei ihren Familien ... Verstehst du, daß ich krank bin vor Zorn, vor Scham, vor Ekel?«

Taucher hob kurz die Hände. »Warum quälst du dich unnötig«, sagte er, »was, bitte, ist denn so Furchtbares bei alledem? Hättest du es lieber gesehen, daß die fremde Armee euer Land kreuz und quer niederrollt, ausplündert, verwüstet? Mehr als die Hälfte ließ sie unbesetzt. Daß ihr umgebracht oder verschleppt werdet? Wäre es denn besser, die Deutschen würden in Paris wie Barbaren hausen, euch mit Verboten und Anordnungen die Luft zum Leben abschnüren? Und hätte es dir eher gepaßt, wenn sie sich, statt höflich zu sein, bestialisch verhielten? Statt in den Läden und Geschäften zu bezahlen, sich einfach bedienen und die Besitzer niederschießen würden? Das alles hat es oft gegeben ... Verrenne dich nicht, Yvonne! Und, verzeih, ich hatte in Gesprächen während der paar Tage, seit ich hier bin, manchmal den Eindruck, die Franzosen sehnen sich nach einem Harmonieverhältnis mit den Deutschen, das diese gar nicht wünschen ... Es war niemals